

WOLFGANG HELD

Fotografieren kann heilen

Ihr Auge prägt die Bildsprache anthroposophischer Einrichtungen. Ob Kliniken, Demeterhöfe oder Klassenzimmer von Waldorfschulen: **Charlotte Fischer** wird häufig gerufen, wenn es darum geht, für einen Artikel, eine Website, ein Buch das Innere nach außen zu kehren. Ein Gespräch mit der Fotografin, die eigentlich das liebt, was man nicht fotografieren kann: Bewegung.



Wie begann es mit der Fotografie?

Charlotte Fischer: Das war vermutlich der größte Zufall meines Lebens: Nach der Schule wollte ich eigentlich Kunstlehrerin werden, konnte aber weder gut zeichnen noch malen. Also wurde ich an keine Akademie angenommen und habe aus Verlegenheit begonnen, Jura zu studieren. Als Freunde von mir nach Darmstadt zogen, folgte ich ihnen kurz entschlossen und stieß dort auf die Fachhochschule für Gestaltung mit dem Studienfach «Kommunikationsdesign», Schwerpunkt Fotografie. Hier musste ich weder zeichnen noch malen, also versuchte ich es. Es war das letzte Studienjahr, in dem Studenten ohne Eingangsprüfung aufgenommen wurden. Eine solche Prüfung hätte ich, die ich in meinem ganzen Leben noch keine Kamera in der Hand gehabt hatte, niemals bestanden.

Dennoch gelang es?

Ich bin im ersten Jahr mit der alten Sucherkamera meines Vaters grandios gescheitert, wusste danach aber, dass das Studium mein Weg sein würde. Mit einer Spiegelreflexkamera habe ich noch einmal von vorne angefangen.

Dann sind dir die Bilder gelungen?

Noch heute, nach 30 Jahren, habe ich das Gefühl, dass die Bilder, die gelingen, nicht ich «gemacht» habe – sie werden mir geschenkt. Ich muss natürlich einiges beitragen, muss die Möglichkeit dazu schaffen. Aber es gehört zuviel dazu, was ich gar nicht beeinflussen kann, als dass ich mich als Schöpferin des Bildes verstehen könnte.

Du bist keine Jägerin, sondern Sammlerin?

Vermutlich weder noch, ich bin Beobachterin. Gleichwohl gibt es Momente, in denen ich zur Jägerin werde, wenn ich innerlich flehe: «Hoffentlich dreht sich das Kind jetzt von links nach rechts! Hoffentlich wandert das Wolkenloch weiter, damit der Sonnenstrahl ins Fenster fällt.»

Gehen solche Wünsche in Erfüllung?

Oh ja – aber häufig auch nicht. Wenn ich einen Probentag einer Eurythmiegruppe begleitet habe, dann weiß ich abends durchaus, was ich gemacht habe. Alle paar Sekunden habe ich die Belichtungszeit neu justiert, habe den Eurythmistinnen immer wieder zugerufen, sie mögen nicht nur auf die Gebärde, sondern auch auf ihre Mimik achten, bin um sie herumgerannt und in unbequemsten Positionen verharret. Ich war mit meiner Geistesgegenwart dabei

und im besten Fall immer etwas voraus, um den Moment nicht zu verpassen. Das ist mein Beitrag. Was dazukommt, das ist, dass in diesem Bruchteil einer Sekunde – länger ist es ja nicht – alles zusammenfallen muss, was ich nicht beeinflussen kann: Das ist das Geschenk.

Oh Augenblick, verweile doch – darum geht es also. Musst du dazu wie Faust einen Pakt mit dem Teufel schließen?

Das ist mir eine große und ernste Frage, denn ich kann nicht von mir sagen, dass ich weiß, was ich da tue. Dass es Naturvölker gibt, die sich nicht fotografieren lassen wollen, weil sie fürchten, man fange ihre Seele ein – das nehme ich ernst. Nicht nur, dass ich mit einer Technik umgehe, die ich nicht verstehe, auch was da geschieht im Moment der Bildnahme, kann ich nicht ganz begreifen. Ich hoffe, es mildern zu können, indem ich immer wieder meine eigene Haltung überprüfe. Dabei habe ich den Anspruch, im eigentlichen Wortsinne «wahr»-zunehmen. Manchmal scheint das zu gelingen: Wenn ich beispielsweise an Schulen fotografiere, sträuben sich viele Lehrerinnen und Lehrer. Diejenigen, bei denen mir die meiste Scheu und Angst begegnet, sind häufig gerade die, die hinterher zu mir kommen und mich bitten, am nächsten Tag noch einmal zu fotografieren, denn es sei ihre beste Stunde gewesen. Dann frage ich mich natürlich, woran es liegt, und komme auf die einfache Antwort, dass es ein Grundbedürfnis von uns Menschen ist, «gesehen» zu werden.

Das ergibt sich nicht, wenn man auf der Jagd nach dem einen Bild ist.

Nein, sondern wenn ich versuche, unterstützend oder zumindest vorurteilsfrei zu schauen. Wenn das gelingt, dann – so glaube ich – hat Fotografieren etwas Therapeutisches. Diese Erfahrung habe ich immer wieder gemacht, dass Fotografieren heilen kann.

Wir Menschen wollen uns zeigen oder besser das Bild, das wir von uns haben, zeigen. Da erscheint die Maske.

Das ist ein Grund, warum ich fast ausschließlich im Gegenlicht fotografiere. Wenn ich einen Menschen fotografiere, der direkt im Licht steht, dann siehst du jede Hautunreinheit, jede Pore. Alles wirft einen Schatten. Die Oberfläche wird dann sehr wichtig und wir stören uns an ihr. Wenn ich im Gegenlicht fotografiere, dann wird die Oberfläche fast

transparent, und ich meine, dass das Wesen sich viel eher ausdrücken kann und die Oberfläche unwichtiger wird.

Warum ist es dann so, dass unter hundert Bildern doch nur eines ist, wo der Mensch «getroffen» ist?

Wir bewegen uns ständig und nehmen mit den Augen nie einen festgehaltenen Augenblick wahr, wie es die Kamera tut. So schön die menschliche Sprache klingt: Wenn wir die sich bewegenden Mundwinkel festhalten, dann gibt es ziemlich viele der Augenblicke, die wir nicht als vorteilhaft empfinden. So ist es mit vielen Bewegungen. Das klassische Blinzeln ist nicht das einzige Problem. Der Moment, den wir als harmonisch empfinden, ist außerordentlich flüchtig.

Warum gelingt es bei manchen leichter, solche Momente einzufangen, als bei anderen?

Die Frage, warum ein Mensch fotogen ist und ein anderer nicht, kann ich noch immer nicht beantworten. Dabei bedeutet «fotogen» keineswegs «attraktiv». Es gibt sehr attraktive Gesichter, die auf Fotos immer irgendwie schräg wirken, und es gibt graue Mäuse, die auf jedem Bild attraktiv aussehen.

Was sieht das Auge – was sieht die Kamera? Geht es um den Unterschied?

Da ist ein großer Unterschied. Es passiert mir, dass ich jemanden zwei Stunden lang porträtiere im direkten Gegenüber. Zu Hause erscheint das Bild auf meinem Bildschirm und ich denke: «Was ist das für eine Narbe auf der Stirn, die habe ich gar nicht gesehen!» Meine Augen haben die Narbe nicht gesehen! Wir sind mit unserer Aufmerksamkeit bei den Augen des anderen, achten auf Gebärde und Mimik, hören, was der andere sagt, und spüren, was er ausstrahlt. Wir sind eben auch nicht auf die Oberfläche fixiert. Sobald das Foto auf dem Bildschirm erscheint, sehe ich all diese nebensächlichen Details wie Pickel oder Nasenhaare. Deshalb gehört zur Nachbearbeitung des Bildes, diese «Störungen» zu retuschieren, weil ich den Menschen so zeigen möchte, wie ihn das Auge sieht, nicht, wie ihn die Kamera sieht.

Ist die digitale Fotografie so präzise, dass sie durch diese Genauigkeit nicht mehr wahr ist?

Die Kamera ist «gnadenlos». Mit der Nachbearbeitung versuche ich, gnädiger zu sein.



Am Filsö in Dänemark



Im Felslikindergarten

Rudolf Steiner beschreibt, dass wir Menschen unterhalb des Halses etwas tierischer aussähen, als wir seien, und oberhalb des Halses etwas engelhafter. Fotografierst du den Menschen oder den Engel im Menschen?

Der Geist im Antlitz von uns Menschen ist wohl eines unserer größten Geheimnisse. An meinen Enkelkindern kann ich gut erleben, dass bei den Kleinen noch wenig Individualität in den Gesichtszügen lebt. Eines meiner Enkelkinder hatte neulich eine Woche hohes Fieber. Danach war da mit einem Mal viel mehr Ausdruck und Persönlichkeit im Gesicht. Natürlich sind wir Menschen hier sehr verschieden. Aber ich stelle zum Beispiel fest, dass das Geistige es schwerer hat, sich in Gesichtszügen zu zeigen, wenn ein Mensch stark an Gewicht zunimmt; dann verschwimmt die Kontur.

Dann zeigst du den Menschen ihre Abbilder. Wie sind die Reaktionen?

Meistens sind die Menschen glücklich, sich zu sehen und dadurch auch neu zu erkennen, wenn nicht zu sehr unsere Schönheitsvorstellungen einer faltenlosen Haut dazwischenschießen. Es gibt Schönheit im Sinne von «Beauty»-Fotografie und es gibt charaktervolle Schönheit.

Wir selbst kennen uns im Spiegel seitenverkehrt. Deshalb überrascht uns das Foto. Zum menschlichen Antlitz gehört die feine Asymmetrie von links und rechts.

Rembrandt legt die linke Seite als die Gefühlsseite seiner Selbstbildnisse ins Halbdunkel und die rechte rationale ins Licht.

Ich spiele mit den Perspektiven und mache die besten Erfahrungen, wenn sich die zu fotografierende Person seitlich zu mir stellt und über die Schulter zurückschaut. Das Bild wirkt dann nicht so frontal und der Blick lässt sich leichter immer wieder auffrischen.

Gibt es einen Unterschied, Frauen oder Männer abzulichten?

Häufig sind die Männer mehr um ihr Äußeres besorgt. Ein typisches Erlebnis: Wenn ich mit der Kamera eine Oberstufenklasse betrete, streichen sich alle Jungen synchron durchs Haar. Ich kann das gut nachvollziehen. Es gibt einen natürlichen Reflex, dass wir die Kontrolle darüber behalten wollen, wie wir gesehen werden. Jetzt komme ich als ältere Frau durch die Türe herein und die jungen Menschen fragen sich, ob ich eigentlich weiß, wie man heute auszusehen hat. Wäre ich ein hipper junger Fotograf, sähe das vermutlich anders aus. Sie fragen sich: «Weiß sie, wie wir eigentlich aussehen müssen?» Früher ist ein Foto im begrenzten Rahmen eines Printmediums erschienen, heute gelangen die meisten Fotos irgendwie ins Netz und sind damit weltweit öffentlich. Da hängt eine enorme Verantwortung dran und ich vermute, dass deshalb auch die Selfies so beliebt sind. Da kontrolliert man selbst, wie man von anderen gesehen werden will. Du entscheidest über Licht, Perspektive und Mimik selbst und kannst anschließend noch drei Filter

darüberlegen. Wann ich als Fotografin auslöse und wie ich mit den Bildern umgehe, das ist deshalb eine große Vertrauensfrage.

Beim Selfie inszenieren wir uns. Gilt aber, dass uns tatsächlich nur der andere sehen kann? Was siehst du als Gegenüber mehr?

Wir empfinden Bilder als gelungen, wenn ein Mensch gerade innerlich mit etwas beschäftigt ist. Wenn ich im Unterricht fotografiere, befassen sich die Schüler mit etwas und das spiegelt sich in den Gesichtern, das gibt ihnen Tiefe, Güte, Unschuld und vieles mehr. Das ist im Selbstfoto nicht möglich. Man kann sich ja nicht selbst unbeobachtet fotografieren. Ja, wir kennen uns als unbeobachteten, selbstvergessenen Menschen ja gar nicht. Was wir kennen, ist unser Aussehen, wenn wir uns selbst bewusst betrachten. Da sind wir nur mit uns selbst beschäftigt und auf eine gewisse Art auch leer. Als ich in England einmal die Arbeit einer Bühnenbildnerin fotografiert habe, da sagte sie später: «You didn't take pictures of my paintings. You took photographs of my thinking.» Das war eines der schönsten Komplimente, die mir jemand gemacht hat.

Wenn ich nach einem Tag vieler Fotografien nach Hause komme, ist der Moment, in dem ich wieder zu mir zurückkommen muss, ein schmerzhafter. Ich bin während des Fotografierens so im Geschehen, in den Motiven drin, dass der Schritt zurück ein Schritt in die Einsamkeit der eigenen Persönlichkeit ist. Von dem empathischen Modus muss ich hinüberwechseln in den rein sachlichen der Bildbeurteilung. Da komme



In der Jufa Basel

ich mir oft vor wie ein Jojo, das rausgeworfen und wieder reingeholt wird.

Jedes Lebensfeld hat seine moralische Dimension. Wo ist sie in der Fotografie?

Diese Frage gehört eigentlich in jeden Schulunterricht der Oberstufe, denn in dieser Frage begegnen sich viele widerstreitende Positionen und Interessen: Das Recht der Kunstfreiheit trifft auf das Recht am eigenen Bild, diesem wichtigen Persönlichkeitsrecht. Die Möglichkeiten der Gesichtserkennungsprogramme wachsen rasant, gleichzeitig erodiert die demokratische Kultur in nicht wenigen Ländern. Das ist eine gefährliche Sache. Das lässt das Recht am eigenen Bild umso wichtiger werden. Dieser Verantwortung bin ich in ihrer ganzen Tragweite gar nicht gewachsen. Ich nehme sie mit der Überzeugung, dass Angst kein guter Ratgeber ist. Ich bin mir aber des Spannungsfeldes sehr bewusst. Ich frage mich, wie weit ich mit der Bearbeitung des Bildes gehe. Wann ist ein Bild noch ein Dokument und wo beginnt die Inszenierung? Als Fotografin bilde ich

aber vor, dass man gleichwohl jeden Behinderten in der Einzelsituation noch einmal fragen muss. Der Coolste verweigert, fotografiert zu werden, und dann ziehen alle anderen nach. Aber ist es nicht großartig, dass die Menschenrechtscharta hier keine Einschränkung macht? Es zwingt mich, mit «allen» in Kontakt zu treten und sie dabei ernst zu nehmen. Am Ende hat mir nicht ein einziger Betreuer die Fotorechte entzogen. Sie wollten wissen, wer ich bin. Einfach auf den Auslöser zu drücken und mit den Bildern nach Hause zu gehen, das verbietet sich. Weil heute jeder Bilder macht und veröffentlicht und weil jede politische, gesellschaftliche und ästhetische Entwicklung spiegelt, gehören diese Fragen dringend in den Unterricht.

Und zum fotografischen Alltag?

Wenn ich heute an einer Schule fotografiere, kann es passieren, dass viele Eltern grundsätzlich ablehnen, dass ihre Kinder abgelichtet werden. Ich möchte den Eltern dann gerne sagen, dass auch sie für den



Musiktherapie in Luzern

die Welt ab und damit sind alle Fragen von Wahrhaftigkeit bis zur menschlichen Würde auf dem Tisch. Kürzlich habe ich in einer Behinderteneinrichtung fotografiert. Die gesetzlichen Vertreter haben der Veröffentlichung der Bilder zugestimmt. Die Menschenrechtskonvention schreibt

Fortbestand der Schulen verantwortlich sind. Wenn wir uns selbst prüfen, ob wir im Internet oder im Printmedium etwas anschauen, das ohne Bild auskommt, dann erkennen wir den Rang, den Bilder heute haben. Ich finde, wir sollten sprichwörtlich mit unserem Gesicht für etwas stehen, für das wir uns entschieden haben: Dass wir gerade auch in anthroposophischen Zusammenhängen darüber ins Gespräch kommen, das würde ich mir wünschen.

Der Priester Berthold Wulf betonte, dass das menschliche Antlitz das letzte Residuum sei, in dem sich der Geist direkt zeige. Stimmt du zu?

Ja. Gesichter sind deshalb für mich immer faszinierend, aber auch das «Gesicht» eines Lebensfeldes. Die Kamera ist dabei für mich ein Schlüssel zu Türen, durch die ich sonst nie treten dürfte. Wer darf denn sonst dem Fortgang eines Märchens im Kindergarten über Tage folgen oder beobachten, wie sie Chromosomen sortieren, oder drei Tage in einer Hotelküche stehen zwischen den fliegenden Pfannen? Es hat für mich in den letzten 30 Jahren kein Gesicht, kein Lebensfeld gegeben, vor dem ich nicht den größten Respekt entwickelt hätte beim Fotografieren.

Die Fragen stellte Wolfgang Held.

Charlotte Fischer

lebt und arbeitet in Mainz und ist Referentin an der Maitagung der Sektion für Bildende Kunst vom 25. bis 28. Mai am Goetheanum: www.sbk-sektionstagung.org www.charlottefischer.de